

Bilder sind eine Angelegenheit des Auges und des Sehens, nur durch Sie, den Betrachter, können sie entstehen und von ihm auch nur nachvollzogen werden. Soweit können wir folgen, dass aber jeder Mensch „anders“ sieht – gerade wenn es um Kunst geht – ist nötig, sich „vor Augen zu führen“. Fakt ist, mehr als 120 Millionen Lichtsinneszellen und die Möglichkeit, rund 600 000 Farbnuancen zu unterscheiden ist jedem Menschen gegeben. Zudem ist unser Gehirn die Empfangsstation der schier unvorstellbaren Zahl von etwa einer Million Eindrücken, die wir pro Sekunde via Ultrakurzzeitgedächtnis registrieren und jeder von ihnen wird per Bild gespeichert, abgerufen, erinnert, geträumt. Wir leben also in einer Welt der Bilder. Mit Hilfe anderer Sinne und durch die Erinnerung an solche Sinneserfahrungen erfährt man eine außerordentliche Bereicherung. Der Tastsinn vor allem belehrt und ergänzt unser Sehen und hilft, es mit plastischen und räumlichen Werten anzureichern, wir be“greifen“, was wir sehen: seidige Glätte, spröde Härte, weiche Stofflichkeit, die wir dann auch auf Bildern anders empfinden als Dinge, die wir noch nie berührt haben. Je besser unser Tastsinn im übrigen ausgebildet ist, desto reicher an Unterscheidung wird unser Sehen sein.

Auf Grund solcher Erinnerungen und Erfahrungen setzen wir unsere gesehenen Bilder in Räume um, die wir in unserer Vorstellung betreten, in denen wir uns imaginär bewegen können. Aber auch während wir mit offenen Augen Sichtbares um uns wahrnehmen, sind jene anderen Bilder auf eine rätselhafte Weise daneben vorhanden, die aus Worten, Tönen und jeder Art von Sinneswahrnehmung entstehen oder auf eine oft nicht mehr nachvollziehbare Weise aus unserem Innern emporstreben. Dies ist der zugleich einfache wie höchst komplexe Grund, weshalb jeder Mensch Kunst anders rezipiert: Kunst, die gegebenenfalls sein Inneres gar nicht erreicht, da er sich von ihr nicht angesprochen fühlt.

Ein Anliegen von Künstlern war es stets, Innen- oder Erinnerungsbilder greifbar aus sich heraus zu stellen, ein von der Wirklichkeit geliefertes Rohbild, das sie als ihre Meinung, ihr Urteil, ihre Schau von den Dingen gestalten, um es Betrachtern zur Diskussion zu stellen, die es dann wiederum ganz persönlich bewerten werden. Genau danach frage

ich in meinem Gespräch mit Armin Rohr. Ich möchte von den Dingen erfahren, die ihn umtreiben, ihn faszinieren und aus denen er seine Kunst entwickelt. Und obwohl wir einander nicht gegenüber stehen und seine Gemälde mir nur auf dem Bildschirm verfügbar sind, setze ich um, was er selbst schon einmal so formulierte: „Meine Gemälde sind greifbar, be-greifbar.“ Wie nah aber lässt uns der Maler seinen Werken kommen? Wie weit ist er bereit, uns an seinen Innenbildern teilhaben zu lassen? „Kunst sollte immer mit Leben zu tun haben!“, ist eine Antwort Rohrs, die uns ein Stückweit Auskunft dazu gibt.

So heißt denn seine Inspirationsquelle auch Realität. Ganz Naheliegendes hält dabei im wörtlichen Sinn Einzug in seine Malerei, Dinge und Menschen, die ihn umgeben, mit denen er lebt. Begonnen hat es wohl mit selbst bemalten Dinosaurier-Spielfiguren seines Sohnes, die Bilder von eigenen Cowboy- oder Indianerfiguren aus Kindertagen auslösten. Nun finden sie sich als Schablonen in wiederkehrender Form und bekannten Posen auf seinen Gemälden. Dazu noch Motive wie Bären oder Playmobilmännchen, die Rohr allesamt als bestimmende Elemente in seine Gemälde hineinarbeitet, sie auch schon einmal „explosiv“ daherkommen lässt indem sie - stark vergrößert - eine eigene Dynamik entwickeln. Ihnen haftet dann eine durchaus surreale, für manche Betrachter vielleicht auch bedrohliche Ausstrahlung an. Diese Empfindung ändert sich jedoch, bemerkt man die positive Farbigkeit, die Rohr bewusst als Brechung schwierigerer Themenbereiche einsetzt und die eher eine feine Ironie hervortreten lässt, also eher eine Harmlosigkeit mit Fragezeichen?

Der Betrachter erkennt folglich in eben dieser be-greifbaren Art und Weise mehrere Handlungsstränge und Bildebenen. Auf einigen Gemälden wiederholen sich die Motive innerhalb der Bildstruktur oder sie „tauchen in anderen Zusammenhängen auf, das heißt, es verändern sich mit dem Umfeld und der Malerei auch die Konnotationen“ und das, sagt der Maler, sei ein sehr wichtiger Aspekt seiner Arbeit. Aktiviert nun im Bestreben zu verstehen, folgt man in dieser Inszenierung der festgehaltenen Zeit, den Tiefen diverser Erinnerungen, die Rohr mit aktuellen Geschehnissen verknüpft und dabei seine persönliche Bildsprache entwickelt. „Ich weiß natürlich nicht, was passiert,

wenn ich eine Idee habe und sie auf der Leinwand umsetze, oft erweist sich ein Gedanke als nicht brauchbar; dann muss ich entweder Farbe abkratzen oder warten, bis sie getrocknet ist oder übermalen. So entstehen auch Dinge, mit denen ich vorher nicht rechnete.“ „Erweiterung der Schnittmenge“ nennt er diese Bewältigung der täglichen Bilderflut, diese Auseinandersetzung mit anderen Stilen, dieses Eintauchen in andere Sichtweisen. So auch geschehen z.B. während seines Stipendienaufenthalts 2001 in Paris: Rohr beschäftigte sich damals intensiv mit den Alten Meistern, saß fasziniert zeichnend vor diesen Klassikern und beobachtete danach ein wiederkehrendes Auftauchen von Figürlichkeit, von Körperlichkeit in seinem eigenen Werk.

Einige Elemente der Kompositionen basieren auf Fotografien, u.a. von seinen Kindern. Allerdings gibt es diesbezüglich eine wichtige Einschränkung: die Fotos werden in der Vorbereitung generell am Computer oder zeichnerisch verändert, bevor sie auf dem Bildgrund ihren Platz finden, denn zu nah an die eigene Realität sollen sie nicht rücken. Auch die häufige Verwendung von Schablonen verdeutlicht diese nötige Distanz. Rohr: „Die Pole virtuelle Wirklichkeit und gemalte Wirklichkeit stehen in einem komplementären, sich ergänzenden Verhältnis zueinander. Begriffe wie Körper, Materie und Individuum, Einzigartigkeit werden neu thematisiert und erhalten einen neuen Sinn – durch das gemalte Bild.“ Vielmehr noch bildet die Mischung aus Versatzstücken sogar ihre ganz eigene Realität, was zudem jedem Betrachter persönliche Interpretationen ermöglicht, oder in Rohrs Worten: „ ... Raum. Kein Leerraum. Bildraum. Angefüllt mit den Erfahrungen und Gedanken des Betrachters.“ Die Darstellungen von Kindern korrespondieren sehr subtil mit den verwendeten Spielzeugmotiven, und doch erzeugen sie in ihrer Art der Kombination neben Assoziationen wie Unschuld oder Unverstelltheit auch eine gewisse Spannung. Sie erzählen auf sehr eingängige und verstehende Weise vom menschlichen Bedürfnis, sich in einer überbordenden Bilderwelt zurecht zu finden, vom Hinterfragen natürlicher Strukturen, von Transparenz und Tiefe, und nicht zuletzt von der Suche nach einer Ordnung, die sich oft genug durch den Verlust von Struktur wieder in Chaos wandelt.

Diese Suche begegnet uns schließlich noch weit differenzierter in den zahlreichen

Selbstportraits des Künstlers. Die Arbeit mit den eigenen Gefühlen, dem eigenen Ich ist ein großes Feld von Experimenten und Metaphern und stellt jeden Künstler vor eine tief greifende Aufgabe. Rohr beginnt sein Tun oft ohne genaues Vorhaben, vielleicht basiert es auch nur auf kleinen Notizen. Er wählt dabei bewusst als Ausgangspunkt eine Schablone seines Gesichts. Es sind Chiffren seiner Befindlichkeit und durch eine Addition von Merkmalen, die ihn ausmachen, bleibt er erkennbar. Er selbst „verlässt“ sich dann allerdings, schaut meist gar nicht mehr in den Spiegel, erspürt sein Ich lieber oder schlüpft selbstironisch in bekannte Rollen. Dann begegnet man ihm unter Umständen auch als „Mickey Mouse“ oder begleitet von einem auch ohne lila Farbe sehr an den Milka-Hasen erinnerndes Tier. Man kommt auch hier zu dem Schluss, dass sich der Maler erneut nicht festlegen lassen will, für keine Schublade zur Verfügung steht. Solche Variationen zeugen natürlich von Armin Rohrs Mut zur Verwandlung, der Suche nach verschiedenen Identitäten und sie verdeutlichen zudem einmal mehr seine Arbeitsweise, Themen aus dem direkten Umfeld zu wählen. Nicht zuletzt aber spricht aus den Gemälden neben der großen Freude, diese Werke einer Öffentlichkeit zu präsentieren auch eine große Lust an der Malerei - das zeigen die kraftvollen Kombinationen von abstrakten Accessoires mit einer äußerst subtilen Farbwahl.

„Bilder ausstellen heißt für mich, Bilder zu installieren, in und mit dem Raum. Gemälde und Zeichnungen sind energetisch geladene Objekte, die ihre Kraft in den Raum abgeben. Es entstehen Bezüge, Verweise, Verbindungen. Zusammen mit den Bildtiteln entsteht ein imaginäres Netzwerk.“

Sie, meine Damen und Herren, sollen nun aber Gelegenheit bekommen, sich diesem imaginären Netzwerk zu nähern. Sie werden bemerken, dass die Energie, die den Gemälden entspringt, fast greifbar ist und ich bin sicher, sie wird bei Ihnen diverse Empfindungen, Erinnerungen und Ideen auslösen. - Gibt es eine bessere Möglichkeit, besagte eine Million Eindrücke pro Sekunde einmal so richtig auszukosten?